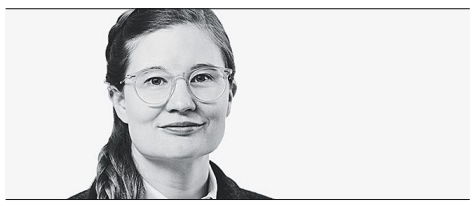
Gastkolumne

Wäre die freie Schulwahl am Ende nicht viel fairer?


ILLUSTRATION: GABI KOPP

Die Tagesstrukturen in unseren Schulen sind ein halbherziger Kompromiss. Damit fördern sie letztlich die soziale Segregation



Claudia Franziska Brühwiler

Wenn du eine private Lösung in der Nähe hast, nutze sie», schloss meine Bekannte ihren Bericht zum Kindergartenstart ihres Sohnes. Entsetzt hatte ich mir angehört, wie es dem Buben ergangen war: Im ersten Kindergartenjahr dauert der Regelunterricht nur gerade von halb neun bis zwölf Uhr – arbeitende Eltern melden ihre Kinder daher im Hort und zum Mittagstisch an. Wer vom Hort dieselbe Betreuung erwartet, die viele Kinder von den Kinderkrippen, den Kitas, gewohnt sind, wird enttäuscht. So fühlte sich auch der Sohn meiner Bekannten unwohl in einer Gruppe mit Kindern, die bis zu doppelt so alt waren wie er. Beim freien Spiel packte er kurzerhand seine Sachen und zog von dannen. Ein Passant brachte den weinenden Jungen zur Polizei – im Hort fiel sein Fehlen erst eine Stunde später auf. Er sei aber die ganze Zeit überwacht gewesen, versicherte eine wenig schuldbewusste Leiterin den aufgebrachten Eltern.

Diese Episode ist nun zwei Jahre her, und ich habe inzwischen noch mehr Anekdoten gesammelt von Kindergärtnern, die zwischen Klassenzimmer und Hort schlicht vergessen werden und in verkehrsreichen Quartieren allein den Weg zum richtigen Schulhaus finden müssen. Natürlich gibt es ebenso viele Erfolgsgeschichten, gemäss deren das öffentliche Hortwesen tadellos funktioniert und sich Kinder gut aufgehoben fühlen. Doch beträfen die Negativbeispiele private Einrichtungen, wären diesen längst die Kunden davongelaufen. Wessen Kinder im öffentlichen Hort schlecht betreut sind, der wehrt sich oft nicht, sondern sucht resigniert nach Alternativen – schliesslich muss das Kind ja noch einige Jahre in derselben Schule zurechtkommen und soll nicht wegen seiner schwierigen Eltern leiden.

Ohnehin kommt mit dem Kindergarteneintritt ein böses Erwachen für berufstätige Eltern: Während die mediale Debatte den Anschein erweckt, der Knackpunkt für die Vereinbarkeit von Kind und Karriere seien Krippenplätze, ist die eigentliche logistische Meisterleistung erst danach gefragt. Zwar kann die Suche nach einer guten Krippe Zeit und Nerven kosten, doch nach erfolgreicher Anmeldung hat man für rund viereinhalb Jahre eine verlässliche Lösung. Spätestens ein Jahr vor dem Wechsel ins öffentliche Schulsystem ist die Herrlichkeit vorbei. Je nach Wohnort sitzt man bis Ende Mai auf Nadeln, welchem Kindergarten das Kind zugeteilt wird, um dann wieder zu warten, ob der Änderungsantrag erfolgreich ist. Kreative Eltern nutzen schon im Vorfeld gewisse ideologische Tendenzen der Schulpflege und drohen damit, ihr Kind jeweils mit dem Auto zu bringen, wenn es in einen entlegenen Kindergarten kommt. An die Standortschliesst sich die Betreuungsfrage an, wobei sich die meisten dann ausgeliefert fühlen: Innerhalb der bis zum Semesterstart verbleibenden Wochen eine private Lösung zu finden, ist oft ausgeschlossen.

Eigentlich wäre eine Reform überfällig, doch so richtig will kein politischer Druck entstehen. Linke zelebrieren das Modell Teilzeit arbeitender Eltern, die sich problemlos die Kinderbetreuung aufteilen können, während Konservative bei Tagesstrukturen schnell DDR-Vergleiche anstellen und gleichgeschaltete Staatskinder herbeiphantasieren. Die Konsequenz ist eine soziale Segregation: Wer es sich leisten kann, meidet den öffentlichen Hort, mitunter auch die Volksschule. Tatsächlich kann ein einheitliches Schulmodell kaum den Bedürfnissen sowohl traditioneller Familien als auch arbeitender Eltern gerecht werden. Die Lösung liegt auf der Hand: die freie Schulwahl. Wer sein Kind an eine Privatschule schicken möchte, erhält vom Staat jenen Betrag, den der öffentliche Schulbesuch kosten würde.

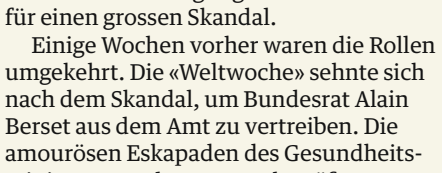
> Ein einheitliches Schulmodell kann kaum den Bedürfnissen sowohl traditioneller Familien als auch arbeitender Eltern gerecht werden.

Doch über achtzig Prozent der Zürcher Stimmbürger lehnten 2012 eine entsprechende Initiative ab. Mehrkosten, eine drohende Zweiklassengesellschaft und die angebliche Reduktion von Bildung zur Ware lauteten die Argumente, die noch heute gegen die freie Schulwahl vorgebracht werden. Dabei liessen sich viele von diesen mit einer geschickten Ausgestaltung des Vorhabens entkräften. Damit eine Privatschule in den Genuss öffentlicher Mittel käme, dürfte sie beispielsweise keine Zuschussfinanzierung von den Eltern verlangen. Wird dies mit einem Losverfahren bei zu vielen Bewerbungen um einen Schulplatz kombiniert, hätten auch finanzschwache Familien eine echte Wahlmöglichkeit. Vielleicht ist die Zeit bald reif für einen Neuanlauf zugunsten dieses Anliegens – und vielleicht würden dann auch Reformen in der Volksschule angepackt.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Wie aus der Enthüllung ein Skandal wird



Felix E. Müller

Als der «Tages-Anzeiger» kürzlich unter dem Titel «Pandora Papers» Enthüllungen über die internationale Industrie der Steueroptimierung publizierte, war die Hoffnung spürbar, dass daraus ein Skandal entstünde. Denn mit einem Skandal bringen die Medien die Politik am ehesten auf Trab, weil sich hier gute Profilierungsmöglichkeiten für Politikerinnen und Politiker bieten.

Doch damit aus einer Enthüllung ein Skandal wird, braucht es den Support anderer Medien. In diesem Fall machte SRF kräftig mit, wie einer seiner Onlineartikel zeigt. Bereits in den ersten zwei Sätzen tauchen die Reizwörter «Empörung», «erschüttert», «Skandal», «zweifelhaft», «anheizen» und «Steuer-Schlupflöcher» auf. Die übrigen Medien berichteten dagegen mit grösserer Zurückhaltung, das Haus NZZ leuchtete die Hintergründe dieser internationalen Kampagne aus. Die «Weltwoche» stellte sich auf den Standpunkt, es handle sich um eine substanzlose Pseudo-Aufregung. Es reichte nicht für einen grossen Skandal.

Einige Wochen vorher waren die Rollen umgekehrt. Die «Weltwoche» sehnte sich nach dem Skandal, um Bundesrat Alain Berset aus dem Amt zu vertreiben. Die amourösen Eskapaden des Gesundheitsministers wurden erst nach Kräften skandalisiert. Dann rechnete das Wochenblatt unter dem Titel «Das Kartell des Schweigens» mit den anderen Medien ab, die angeblich von Bersets Verirrungen gewusst, aber darüber nicht geschrieben hätten. Das ist allerdings falsch, haben doch alle anderen Medien das Thema aufgegriffen. Doch sie beurteilten die Sache nicht als dramatisch, am wenigsten der «Tages-Anzeiger». Die Folge: Kein grosser Skandal, Berset bleibt.

Was zeigt: Es ist nicht einfach, in der Schweiz einen grossen Skandal zu inszenieren, weil der Wettbewerb unter den Medien immer noch funktioniert.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Die falsche Panik um die Fruchtbarkeit



Nicole Althaus

Es gibt nicht viele Gebiete, in denen die Gesellschaft der Frau Allmacht zutraut. Beim Kinderkriegen tut sie es. Genauer: Bei einem Teilaspekt der Fortpflanzung, bei der Fruchtbarkeit. Egal ob im Norden oder Süden, im Osten oder Westen – überall auf der Welt ist die Frau verantwortlich, wenn die Bevölkerung entweder explodiert oder überaltert. Sofort ist dann der Staat zur Stelle, um die Frauen aufzuklären, wie sie zu verhüten oder wann und wie oft sie am besten schwanger zu werden haben.

China hat jüngst angekündigt, die Zahl der Abtreibungen reduzieren zu wollen, um die Folgen seiner Einkindpolitik zu korrigieren. In Italien und Ungarn begnügt man sich damit, an den Familiensinn der Frauen zu appellieren und Kinderprämien zu zahlen, um den Geburtenrückgang umzukehren. Und überall sonst predigt man jungen Frauen gern, dass ihre Fruchtbarkeit nach 35 rapide abnehme. Das Reproduktionsschicksal aller Herren Länder scheint in Frauenhand zu liegen, gerade so, als ob Männer mit der Fortpflanzung nichts zu tun hätten.

Diese Woche hat Dorothy Byrne, die neue Präsidentin des Frauencolleges an der Cambridge-Universität, angekündigt, künftig Fruchtbarkeitslektionen in ihren Lehrplan aufzunehmen. Denn die Studentinnen, so mahnte die 69-Jährige, sollten vor lauter Schulstress und Karriereplanung nicht vergessen, ein Baby zu bekommen.

Dass ihre Zöglinge dafür auch Lust, Geld und einen Mann brauchen, im besten Fall einen, der im Alltag mithilft, unterschlägt die Präsidentin. Und wie bei vielen Propagandistinnen einer zeitigen Mutterschaft wird auch für sie das Alter 35 zur Klippe der Fruchtbarkeit. Als Demarkationslinie, hinter der die Chance auf ein Baby zu einer Art Lotterie wird. Tatsächlich gelten Frauen jenseits der 35 als Spätgebärende, und in der Medizin spricht man von Risikoschwangerschaft. Dabei ist längst bekannt, dass die oft kolportierte Zahl – 2004 im Wissenschaftsjournal «Human Reproduction» etabliert – auf einer umstrittenen Datenbasis beruht: Untersucht wurden in der weltweit noch immer am häufigsten zitierten Studie zur Abnahme der Fruchtbarkeit nämlich französische Geburtseinträge von 1670 bis 1830. Sie haben richtig gelesen: Die Berechnung, wonach ein Drittel der über 35-jährigen Frauen Fruchtbarkeitsprobleme hat, basiert auf der Statistik aus einer Zeit, in der es weder Elektrizität noch Antibiotika, geschweige denn eine Kinderwunschmedizin gab.

Zwar gibt es nicht viele neuere Studien, aber die wenigen, die existieren, zeichnen ein wesentlich optimistischeres Bild. So etwa hat eine Erhebung, die auf Daten von heutigen Europäerinnen basiert, gezeigt, dass die Fruchtbarkeit von Frauen Mitte dreissig und Ende zwanzig sich bloss um vier Prozentpunkte unterscheidet, wenn sie ein Jahr lang zweimal pro Woche Sex haben. Und die jüngste Langzeitstudie aus den USA hat dieses Jahr gar bewiesen, dass die Fruchtbarkeitsspanne der Frauen in den vergangenen sechzig Jahren um fast zwei Jahre gewachsen ist.

> Wie bei vielen Propagandistinnen einer zeitigen Mutterschaft wird auch für sie das Alter 35 zur Klippe der Fruchtbarkeit.

Zeit also, den 35. Geburtstag von Frauen genauso zu feiern wie den von Männern. Zwar sinkt die männliche Fruchtbarkeit langsamer als die weibliche, aber auch sie beeinflusst die Chance auf ein Baby. Die Guillotine fällt bei beiden Geschlechtern aber nicht Mitte dreissig. Das Schüren der Baby-Panik sagt mehr über die gesellschaftlichen Bilder von Familienplanung aus als über das Funktionieren weiblicher Eierstöcke. Oder um es mit einem Sketch der amerikanischen Komödiantin Tina Fey zu sagen: «Ladys, wenn Sie zu den Frauen gehören, die denken, sie müssten Karriere machen, dann seien Sie gewarnt: Die Fruchtbarkeit sinkt rapide. Und zwar schon ab 27. Also bitte beeilen Sie sich etwas mit der Karriere. Glauben Sie mir, ich hätte mit 27 unbedingt Babys machen sollen. Ich wohnte in einem kleinen WG-Zimmer, verdiente fast nichts, hatte keinen Partner. Damals hätte es bestimmt wunderbar geklappt. Und alle hätten sich gefreut.»

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».